Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BETRACHTEN UND HANDELN

Zum Lebensbericht des Historikers J. R. von Salis

Jean Rudolf von Salis, der Schlossherr von Brunegg, der am Abend eines reichen Lebens von seiner verschneiten Burg durch kahle Bäume auf die Industrielandschaft zu seinen Füssen und auf die Autos, die auf der nahen Nationalstrasse an ihm vorbeirasen, sinnend blickt, legt mit seinen Memoiren Zeugnis ab, wie er im Spannungsfeld zwischen beschaulichem Gelehrtendasein und engagierter Zeitgenossenschaft, zwischen dem genügsam Menschlichen und der wachen Sorge um das Öffentliche, zwischen *vita contemplativa* und *vita activa* sein Leben geführt, gestaltet und gebraucht hat. Der 1975 erschienene erste Teil dieses Lebensberichtes schliesst mit einem Kapitel zum Kriegsausbruch 1939 und einem Programm, das – am 1. September 1939 von J. R. von Salis spontan und in der Sprache des Krieges formuliert – den Kampf für die Unabhängigkeit und Freiheit der Schweiz zur obersten Pflicht erklärt hat. Der soeben erschienene zweite Teil des Lebensberichtes führt aus, wie von Salis für seinen Teil dieses Programm verwirklicht und inwieweit sich die mütterliche Befürchtung bewahrheitet hat, der Gelehrte werde sich der aktiven Politik zuwenden.

Milizsoldat war man nicht nur als mobilisierter Wehrmann, man konnte es im erweiterten Sinn auch als Zivilist sein. J. R. von Salis war überzeugt, dass in einer politischen Notsituation jeder etwas tun müsse. Der Milizbeitrag des ETH-Dozenten bestand darin, dass er für den Pressedienst des Politischen Departementes arbeitete und vom April 1940 an wöchentlich Kommentare zum internationalen Geschehen, die «Weltchronik», verfasste und am Radio verlas. Erhalten hat er das Aufgebot zu diesen Sendungen von Bundesrat Pilet, doch angenommen hat er es im Willen, seinen Beitrag zu leisten, nicht nur als vaterländischen Tribut, auch als grenzüberschreitenden Beitrag, als parteiungebundene und nur dem Streben nach interessenfreier Analyse verpflichtete Manifestation im internationalen Partisanenkrieg des Äthers. Indem von Salis die Geschichte nicht nur in der Rückschau darstellte, sondern bereits im Werden öffentlich kommentierte, konnte er seine Verbundenheit mit der Zeit, und indem er die internationale Politik zum Gegenstand seines Nachdenkens machte, konnte er seine Verbundenheit mit den ausserschweizerischen Vorgängen manifestieren. Er erfuhr nicht erst durch die zahlreichen Dankbarkeitsbezeugungen seiner europäischen «Schwarzhörer», die er auf seinen Reisen durch das zerstörte Nachkriegseuropa entgegennehmen durfte, dass seine Kommentare zum

Weltgeschehen wirkliche Beiträge zu diesem Geschehen waren; schon unmittelbar waren es vor allem die Einschüchterungsversuche, die ihm zeigten, dass er auch tatsächlich gehört wurde.

Von Salis möchte nicht Max Frisch, dessen schriftstellerische Leistung er bewundert, widerlegen, wenn er das Bild des Pfeife rauchenden und mit den Händen in den Hosentaschen an der Grenze stehenden Schweizers nicht gelten lassen will. Die Darstellung seiner nach 1939 entfalteten Tätigkeit ist dennoch ein Gegenstück zu dem zornigen Rückblick, den der ehemalige Kanonier auf das scheinbar zum Nichtstun verdammte Schweizerdasein der Kriegsjahre geworfen hat. Was dem 28jährigen Architekten und Freizeitschriftsteller damals eben noch nicht zur Verfügung stand, war dem um zehn Jahre älteren Publizisten und Historiker offen: die Möglichkeit, sich für sein Land *und* zugleich für übernationale Werte zu engagieren.

Das Engagement war nicht nur öffentlich, es wirkte auch im Privaten, insbesondere im Kontakt mit Emigranten, mit denen man «unter der Glasglocke» im kleinen das innereuropäische Gespräch fortsetzen konnte. Von Salis' Engagement ging nicht dahin, die von Duttweiler angebotene Nationalratskandidatur anzunehmen. Er wollte auch von den «Unabhängigen» unabhängig bleiben. Und zwischen Staat und Kultur sah und sieht sich von Salis vor allem Letzterem als der übergeordneten Potenz verpflichtet. Dass ein Konservativer wie Jacob Burckhardt die Dominanz der Kultur gesehen und deren zersetzende Wirkung gegenüber dem Staat möglicherweise sogar gebilligt hat, ist dem Autobiographen offenbar eine besondere Genugtuung, wie es ihm persönlich gut getan hat, 1946 anlässlich seiner ersten Englandreise zu erleben, dass man herkunftsbewusst und dennoch den Problemen der Gegenwart gegenüber aufgeschlossen sein kann.

Als kulturelle Kraft, als *homme de lettres* und nicht als Staatsmann geriet von Salis während des Aktivdienstes in Konflikt mit der Pressekontrolle, nachdem er einen berufs- und gesinnungsverwandten Mitstreiter, Edmond Rossier, in dessen Kampf gegen die Zensoren des Staatsapparates unterstützt hatte. Sein Insistieren, dass es eine Militärzensur gewesen sei, welche die Publikationen kontrolliert habe, entspringt der Sensibilität eines argwöhnisch die geistige Freiheit hütenden Bürgers. Es war aber eine Wachsamkeit im Hinblick auf Weiterungen, die, wie man rückblickend feststellen muss, nicht eintraten und im eidgenössischen System schlecht hätten gedeihen können. Denis de Rougemont erscheint als eines der Opfer einer Gefängnisstrafen verhängenden Militärzensur. Jener Zwischenfall wurde nicht über die Pressekontrolle abgewickelt und brachte de Rougemont eine Strafe ein, aus der nicht die Fratze eines Militärstaates, sondern das Antlitz einer kleinstaatlichen Gemeinschaft entgegenblickte: ein paar Tage Hausarrest, ein Paket Schokolade für die Gemahlin, Zigaretten für ihn und die Ermahnung, sich nicht in Berns Strassen mit je einer Dame am Arm blicken zu lassen. Weniger drakonisch und in dem Masse in der Gesamtbewertung zutreffender erscheint die staatliche Pressepolitik dort, wo von Salis zeigt, dass man mit dem Spott eines Oeri, der Unbekümmertheit ei-

nes Duttweiler und seiner eigenen verfeinerten Schreibweise «alles» sagen konnte.

Vielleicht sei seine Generation, stellt von Salis rückblickend fest, zu tief vom Kriegserlebnis geprägt. Zu tief, mag sein, tief jedenfalls, wie dieses Lebensbild erneut belegt. Der Rechenschaftsbericht umfasst die Jahre 1939–1978, er hat aber die Kriegszeit zum inneren Zentrum. Auch die Teile «Friedensarbeit» und «Jenseits von Krieg und Frieden» stehen in diesem Gravitationsfeld. Distanz mag man, wie von Salis und sein Gesprächspartner Pierre Jean Jouve, zur Emphase des Stils gewinnen, welcher der kollektiven Notlage entsprungen; das Erlebnis des gewaltigen Ringens und der damit verbundenen Konfrontation mit den Grundfragen menschlicher Existenz, kann man nicht einfach hinter sich lassen. Die Tiefe des Erlebnisses spricht aus dem Brief, worin der Autor 1942 seiner Mutter schreibt: «Die Menschheit häutet und erneuert sich eben unter furchtbaren Erscheinungen.» Der Rest ist Epilog. Die Versuche, aus dem Schutt des europäischen Bürgerkrieges die alte oder eine neue Welt erstehen zu lassen, die Reisen in das wieder zugängliche Europa (Paris, Wien, Prag, London), der Kalte Krieg mit der neuen Bilderstürmerei, der kulturfeindlichen Ausschliesslichkeit des Entweder-Oder. Epilog oder Durchführung nach der Exposition. Dem Dienst als Weltchronisten folgt 1952–1964 der Dienst als Präsident der schweizerischen Kulturförderung *Pro Helvetia,* dem Aufgebot Bundesrats Pilets das Aufgebot Bundesrat Etters. Epilog mit Ausblikken auf neue Gebiete und neue Wege, als UNESCO-Reisender in Südamerika, als Förderer der kulturellen Beziehungen mit China und Russland. Von höchster Aktualität sind die Abschnitte über die 1945/46 geführten Gespräche über einen allfälligen Beitritt der Schweiz zur UNO. Von Salis befürwortete damals den UNO-Beitritt mit einer einfachen Notifizierung des Neutralitätsvorbehaltes und denkt auch heute noch, «dass eine ‚Anerkennung' der immerwährenden Neutralität der Schweiz weder nötig noch wünschbar war und ist. Wenn wir aus diesem völkerrechtlich anerkannten Statut von neuem einen Gegenstand diplomatischer Verhandlungen und Vereinbarungen mit den Grossmächten gemacht hätten oder in Zukunft machen würden, gäben wir uns den Anschein, dass wir dieses Statut selber in Frage stellen.»

Der letzte Teil des Lebensberichtes lässt einzelne Persönlichkeiten stärker hervortreten: Adenauer, de Gaulle, Papst Johannes XXIII., Thomas Mann, Frisch und Dürrenmatt. Während der Verfasser diese Persönlichkeiten aus persönlicher Sicht, doch mit dem Auge des Historikers betrachtet und zu würdigen weiss (gleiches gilt auch für die Darstellung Pilets), macht er gegenüber anderen Persönlichkeiten von dem einem Memoirenschreiber *zustehenden Recht* auf ungedämpfte Subjektivität Gebrauch. Der schweizerische Gesandte in Vichy, Minister Stucki, tritt nur als Bewunderer Pétains auf; General Guisan, dem er nie begegnet sei, wie von Salis (fast bitter) feststellt, wird eher schroff beurteilt. Die Subjektivität des Urteils wird dort evident, wo der Autor «Guisans Schlussbericht» zerpflückt und übrigens zum Reduit-Konzept eine Auffassung äussert, die nicht unwider-

sprochen bleiben wird. Jener Bericht, von dem ein Bonmot sagt, der General habe versichert, ihn persönlich ganz... gelesen zu haben, stammt bekanntlich von Bernard Barbey, mit dem von Salis nach dem Krieg in der UNESCO zusammengearbeitet hat und von dem der Autor sagt, ihn habe ein tiefgreifendes Einvernehmen mit ihm verbunden. In einem besonderen Lichte erscheint die «Neue Zürcher Zeitung», zu welcher der zunächst für den «Bund» schreibende und später in der «Tat» und «Weltwoche» publizierende Autor, ein sichtlich gespanntes, aber autobiographisch nicht ganz erhelltes Verhältnis hat. C. J. Burckhardt erscheint etwas überhöht im offenbar übernommenen Urteil eines Freundes, wonach Burckhardt in der Schweiz (nur) Präsident des IKRK geworden sei, ein solcher Mann aber in England Premierminister geworden wäre. So subjektiv solche Äusserungen sind, sie machen gerade den Reiz dieser Lektüre aus, sind gewissermassen das, was solche Rechtfertigungsberichte rechtfertigen.

J. R. von Salis' Bericht gibt einen aufschlussreichen Einblick in einen bewegten Abschnitt der Zeitgeschichte. In erster Linie ist er aber Selbstmitteilung. Die rückblickenden Darstellungen, Konfessionen zu Grundsätzlichem, Kommentare zu mittlerweile geäusserten Meinungen und die eingestreuten zeitgenössischen Dokumente (Tagebuchfragmente, Briefauszüge, Sitzungsprotokolle usw.) geben Auskunft über seine Person, *seine* Gedanken zu Zeit und Zeitgenossen. Der Rechenschaftsbericht, der für die nicht sehr reiche schweizerische Memoirenliteratur ein erfreulicher Zuwachs bedeutet, vereinigt im Leben des Autobiographen ein weiteres Mal die zwei Haltungen: die Reflexion und Kontemplation gewiss und die Aktion in dem Masse als öffentlich denken handeln heisst.

Georg Kreis

* J. R. von Salis: Grenzüberschreitungen. Ein Lebensbericht. Bd. I und II. Zürich, Orell Füssli 1975 und 1978. Band II enthält ein biographisches Personenregister zu beiden Bänden sowie 24 Seiten Photos.

«MIT MEINEN QUALEN, ÄNGSTEN, DEN GERECHTEN ERINNYEN WILL ICH LEBEN ...»

Zu Emil Staigers Tasso-Übersetzung

Italienische Autoren, selbst dann, wenn sie – wie etwa Alfieri oder Leopardi – längst in den Bereich des klassischen Literaturbestandes eingegangen sind, bleiben oft im deutschen Sprachgebiet kaum mehr als ein vornehmes Gerücht. Tasso geht es genauso; dem historischen Torquato Tasso, versteht sich, denn Goethes Dramenfigur hat hier den Dichter des *«Befreiten Jerusalems»* samt seinen klangvollen italienischen Stanzen gründlich aus dem Bewusstsein des Gebildeten verdrängt.

Freilich war das einmal anders. Wie

Schiller, als er seine Maria Stuart von Elisabeth «eine listige Armida» schimpfen liess, durfte noch Ludwig Tieck offenbar annehmen, seine Leser wüssten, wovon die Rede sei, wenn er in seinem letzten Roman *«Vittoria Accorombona»* – einer blutrünstigen Familien-Anekdote aus der italienischen Renaissance, die übrigens auch Stendhal zu einer seiner *«Chroniques italiennes»* anregte — eine feinsinnige Literatengesellschaft sich tändelnd aber nicht uneinsichtig über Tasso und Ariost ereifern lässt:

«Es ist wohl gewiss», fuhr Malespina dann fort, «dass dieser junge Mann jetzt der grösste Dichtergenius unseres Vaterlandes ist. Es erheben sich sogar hie und da einige Stimmen, die ihn schon über unseren grossen Ariost erheben wollen.» – «Über das ewige Streiten und Erheben und Subordinieren!» rief Caporale unwillig aus. «In seiner Sphäre wird der göttliche Ariost niemals wieder erreicht werden; Tasso betritt, soweit ich sein herrliches Gedicht kenne, eine ganz andere Region der Poesie. Diese beiden magischen Kreise können sich in keiner Gegend ihres Zauberbanns berühren. Die Kristallpaläste Ariosts sind vom strahlenden Lichte des Scherzes und der Lust umgossen, vom zarten Mutwillen durchströmt, und der Ernst des Lebens ist in ein leichtes, wenn auch tiefsinniges Spiel verwandelt. Tasso wandelt mit den Gestalten seiner Sehnsucht und Poesie in einem grünen dämmernden Hain, die Liebe ist süss, doch ohne Schalkheit, Krieg und Abenteuer, Helden und Jungfrauen, alle sind von einer sanften Weihe durchdrungen, und eine freundliche Wehmut erfasst und durchschauert unseren Geist, indem wir uns dem poetischen Taumel ergeben.»

(3. Buch, 1. Kapitel)

Diese Diskussion spiegelt – beiläufig gesagt – nicht nur eine im neunzehnten Jahrhundert immer wieder aufflackernde Kontroverse; sie zeugt auch von tiefer Einsicht in die erörterten Autoren.

Dass die Welt der *«Gerusalemme liberata»* zum unerschöpflichen ikonographischen Fundus barocker Malerei gehört, ist jedem Besucher europäischer Gemäldegalerien bekannt; und wer sich in der Welt der Oper auch nur einigermassen auskennt, weiss – oder besser: weiss heute wieder –, dass bereits Monteverdi nach Tassos Stanzen ein Madrigal mit dem Titel *«Il Combattimento di Tancredi e Clorinda»* komponiert hat. So trifft uns denn der Band, den *Emil Staiger* unter dem Titel *«Torquato Tasso. Werke und Briefe»* vorlegt, nicht mehr gänzlich unvorbereitet[1]; zumal denjenigen Leser nicht, der vor oder während der Lektüre der Texte — Staiger gibt die ganze *«Befreiung Jerusalems»*, das Schäferspiel *«Amyntas»*, Ausschnitte aus Lyrik und dem 1594 abgeschlossenen *«Mondo creato»*, einen Dialog, zwei *«Discorsi»* und eine Briefauswahl — nicht aufs exquisit belehrende Vergnügen verzichtet, das ihm die gut sechzigseitige Einleitung zu bereiten vermag. Vor dem Hintergrund von Goethes Schauspiel, welches der im Lauf der Jahrhunderte aus Missverständnissen und gezielten Verzerrungen entstandenen Legende von Tasso als dem schöpferischen Individuum, das eben dieser seiner Eigenschaft wegen mit der gültigen Gesellschaftsordnung heillos in Konflikt gerät, verbindliche Gestalt

verlieh, versteht es nämlich der umfassend italianistisch informierte Germanist, in knappen Zügen nicht nur einen Abriss der deutschen Tasso-Rezeption zu entwerfen, sondern auch die geschichtliche Wirklichkeit einleuchtend wiederherzustellen. Staigers historisch-psychologisches, geschickt in den Rahmen einer farbigen Darstellung der Verhältnisse am Hofe von Ferrara gefasstes Tasso-Porträt zeigt zunächst, wie unbegründet alle Versuche eben doch sind, diesen Dichter als Menschen darzustellen, der «unter dem Zwang der Höfe gelitten» habe; er betont dann aber auch, wie hoffnungslos sich derjenige den Zugang zu diesem Oeuvre verbaut, der glaubt, solche bewusst der Tradition verpflichteten, mithin zutiefst «literarischen» Verse eines im Sinne Schillers «sentimentalischen» Geistes, als Bekenntnisdichtung lesen zu dürfen. So würdigt Emil Staiger in Tasso den Autor, der als Zwanzigjähriger in den *«Discorsi dell'arte poetica e in particolare sopra il poema eroico»* nicht nur eine Poetik entwarf, sondern auch schon den kühnen Plan reflektierte, mit dem er sich trug; nämlich: Italien das Heldenepos zu schenken, das ihm trotz Ariosts *«Orlando furioso»* noch immer fehle. Staiger versteht ihn aber auch als Dichter, der 1575 mit einunddreissig Jahren sein Ziel erreicht hatte; in einem Alter also, da – so Emil Staiger –

Dante die Niederschrift der «D i v i n a C o m m e d i a» noch nicht einmal begonnen, Ariost sich eben erst zum «O r l a n d o f u r i o s o» entschlossen hat. Es ist gefährlich, das höchste Ziel so früh zu erreichen, oder zunächst doch glauben zu dürfen, es sei erreicht.

Dieser Gefährdung sind die Schlussbetrachtungen der Einleitung gewidmet. Sie stehen gleichsam unter dem Motto eines Satzes, den Tasso 1585 im Hospital Sant'Anna zur Verteidigung seiner *«Gerusalemme»* schrieb:

Ich bin erkrankt an der Süsse der Speisen des Geistes, die ich im Übermass in der Jugend genoss, indem ich die Würze als Nahrung zu mir nahm.

Bis zum Tod im Kloster Sant'Onofrio, auf dem Gianicolo, am 25. April 1595, blieben ihm noch zwanzig Jahre des Schreibens, des Planens, des Reisens, des Lebens schliesslich – um die Worte Tankreds zu gebrauchen — *«mit meinen Qualen, Ängsten, den gerechten Erinnyen»*. Das also blieb Tasso, der – wie Tieck hellsichtig meinte –

mit den Gestalten seiner Sehnsucht und Poesie in einem grünen dämmernden Hain wandelt;

Tasso, den – wie Emil Staiger es formuliert – nicht Äusserliches anzieht, sondern

eben das Innerlich-Geheimnisvolle aller Dinge; das Geheimnis des Menschen aber ist die Seele.

Wenn es heutzutage jemanden gibt, der kraft seiner gelebten Bildung in der Lage ist, uns den deutschen Tasso für Zeitgenossen zu vermitteln, dann ist es gewiss Emil Staiger. In seiner über alle Register verfügenden Sprache erklingen die melodischen Verse der *«Gerusalemme liberata»* nach fast hundertfünfzig Jahren wieder in Goethes Idiom, die zum Verständnis Tassos unentbehrlichen *«Discorsi»* wie auch die Dialoge gar erstmals überhaupt, von den Briefen ganz zu

schweigen, die bisher im deutschen Sprachbereich kaum zur Kenntnis genommen wurden, obgleich sie höchst aufschlussreiche Lebensdokumente darstellen. Was schreibt doch Tasso Anfang April 1595 aus Rom an einen Freund?

Ich sehe es klar: Wie ein reissender Wildbach werde ich haltlos fortgerissen.

Alles in allem: eine Übersetzung zum Lesen, zum Vergleichen – die Lyrik ist verdienstvollerweise in zweisprachiger Anordnung wiedergegeben –, zum Verweilen. Und eine Ausgabe, die dank Einleitung, Zeittafel zu Tassos Leben, Stammtafel der Este, sachkundiger Anmerkungen und einer Auswahlbibliographie so recht dazu geeignet ist, dem deutschsprachigen Leser nicht nur als Führer durch Armidas Zaubergarten zu dienen, sondern auch als Begleiter auf der Reise zu Tasso überhaupt.

Kurt Ringger

[1] Emil Staiger, Torquato Tasso, Werke und Briefe, in: Dünndruckbibliothek der Weltliteratur, Winkler Verlag, München 1978.

IM GRENZGEBIET DER LITERATUR

Reflexionen zu einigen Neuerscheinungen

Man bezeichnet manchmal ein literarisches Werk als ein «Dokument der Zeit» und will damit dessen Aussagekraft und Repräsentanz hervorheben. Ich selbst habe diese Wendung des öftern gebraucht und werde wohl auch künftig nicht ganz darum herumkommen; und doch scheinen mir Zweifel angebracht, ob man sie zu Recht auf Literatur bezieht: literarische Werke, die diesen Namen verdienen, sind nicht in erster Linie Dokumente der Zeit, sondern vielmehr deren Verdichtung, sind Umsetzung von Erfahrungen in ein Werk, das nicht nur dokumentiert, das heisst bezeugt und beweist, sondern durch seine Existenz der Zeit Widerstand bietet. Freilich meine ich nicht, dass sich so leicht entscheiden lasse, was zur Literatur gehöre und was nicht; die Grenze ist weder gesichert noch unverrückbar; und doch ist es notwendig, dass man die Frage gelegentlich bedenkt, und zwar nicht nur im theoretischen Raum, sondern anhand von Beispielen.

Dabei wird schon klar: von der dokumentarischen Literatur im üblichen Sinn (deren Definition ohnehin umstritten ist) soll hier nicht die Rede sein; sie ist, wo sie gelingt, Literatur, indem das Dokument, literarisch verwendet, bereits als Umsetzung erscheint. Aber es gibt eine lange Reihe von Büchern, die man kaum zur Literatur auch in einem weiteren Sinn zählen wird und die man doch nicht missen möchte, deren Publikation man begrüsst, auch wenn sie ursprünglich nicht dazu bestimmt waren. Tagebücher und Briefe haben unser Wissen um den Menschen vielleicht mehr bereichert als gewisse Werke, welche, als gelungene Umsetzungen, fraglos zur

Literatur gerechnet werden. Wo aber soll man sie einreihen, wie bewerten? Es sind nicht Sachbücher, sie dokumentieren auch nicht Geschichte im eigentlichen Sinn (eher deren menschliche Atmosphäre), und sie sind auch zu anspruchsvoll, als dass sie einfach als Material für psychologische und soziologische Untersuchungen gelten könnten. Sie befinden sich in einem eigenartigen Niemandsland, und halb aus Verlegenheit, halb weil die geistige Leistung beeindruckt, nimmt man sie jeweils unter die literarischen Neuerscheinungen und wird ihnen mit literarischen Kriterien doch nicht ganz gerecht.

Mir will scheinen, es seien in den letzten Jahren auffallend viele Werke erschienen, die in dies Niemandsland gehören, eigenartige Grenzgänger der Literatur. Ich denke an die vielen Bücher, welche psychische Krankheit zum Thema haben (auch *«Mars»* von *Fritz Zorn* gehört, bei aller Grandiosität der Konzeption und Kühnheit der Formulierung vielleicht dazu), dann an Lebensbeschreibungen wie die *«Stationen»* von *Peter Meier* oder die Bücher von *Hans Jäger:* der Lebenslauf des Vaters, eines «einfachen Mannes» das eine, Aufzeichnungen aus dem Bereich des Strafvollzugs die anderen. Dass diese Bücher oft beim Leser auf mehr und lebhaftere Teilnahme stossen als eigentliche «Literatur», ist leicht verständlich und bezeugt den Hunger vieler Leser nach menschlichen Kontakten, nach Wissen, wie andere Menschen die Zeit ertragen und mit ihren Verlockungen, Herausforderungen und Zumutungen *fertig werden.*

Um in Kürze ein Beispiel zu nennen: Wer verstehen will, wie die sechziger Jahre, der Vorabend der 68er Bewegung sich im Bewusstsein eines Einzelnen spiegeln, mit was für Schwierigkeiten und Konflikten eine begabte und freilich auch höchst komplizierte Frau zu leben hatte, wird am Buch von *Inga Buhmann, «Ich habe mir eine Geschichte geschrieben»* [1], nicht vorbeigehen wollen. Der harmlose Titel täuscht, er täuscht auch insofern, als das Buch nicht als Fiktion und ohne literarischen Anspruch geschrieben wurde; es ist ein eigentlicher Lebensbericht, in ziemlich salopper Sprache abgefasst, ergänzt durch breite Auszüge aus früheren Tagebüchern und Briefen (oft sehr dicht formulierten), ein Bericht über das Leben einer Frau, die, im Krieg in bürgerlich-bäurischen Verhältnissen geboren, ihre Pubertät und Jugend in den späten fünfziger und den sechziger Jahren zu leben hatte, in lebhafter Auseinandersetzung mit allem, was die Zeit an Möglichkeiten der Anregung, der Verlockung, der Flucht und des Widerstandes bot: Drogen, rasch wechselnde Sexualpartner, Literatur, Existenzphilosophie, später linke politische Gruppierungen, schliesslich (nicht mehr im Buch beschrieben) die Frauenbewegung. Ein zeitweise verzweifelt einsames, zeitweise exzentrisches Leben mit Ängsten und schweren inneren Konflikten, die bis zum qualvollen Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik führen, das aus Flucht und Krankheit übergeht in politische Reflexion und Aktivität – wobei (und dies gehört zum Fesselnden des Buches) die Identifikation in politischen Gruppen nie zum Verlust von Kritik und Distanzmöglichkeit führt.

Das Buch doziert nicht etwa Zeitgeschichte, auch nicht die Geschichte verschiedener linker Gruppen; dazu ist der Bericht zu subjektiv, zu sehr als

eine Lebensbilanz, als persönlicher Rechenschaftsbericht geplant und ausgeführt: er enthält die Abrechnung eines Einzelnen, eines übrigens nicht unbedingt repräsentativen, sondern gerade in der Radikalität einerseits, der steten Skepsis andrerseits durchaus ausnahmehaften Menschen. Dabei überrascht die Tatsache, dass gerade dieses Buch nicht ein Stück Literatur geworden ist. Denn Inga Buhmann hat vor ihrem Eintritt in den SDS ausgesprochen viel geschrieben, Briefe, Tagebücher, aber auch experimentelle Texte; die in Auszügen eingefügten Tagebücher zeugen von Stilwillen und sprachlicher Begabung – aber auch von der Bereitschaft, sich ungewöhnlichen Erfahrungen rücksichtslos auszusetzen. Sie hat Linguistik studiert und arbeitet wissenschaftlich auf diesem Gebiet; sie hat sich mit Genet und Artaud existentiell und nicht nur in Form einer geistigen Spielerei beschäftigt, deren Grenzüberschreitungen, das radikale Aussenseitertum in Erfahrung und Schreiben nachvollzogen – und doch hat sie ganz offensichtlich kein Bedürfnis, aus ihrer Lebensgeschichte ein Werk der Literatur zu machen. Dass sie ihre literarische Arbeit zugunsten der Politik aufgibt, spiegelt nicht nur eine damals auch bei vielen Schriftstellern häufige (später auch wieder rückgängig gemachte) Entwicklung, sondern etwas zugleich Persönlicheres und Grundsätzlicheres: Schreiben zielt hier nicht auf ein Werk, dient nicht der Selbstverwirklichung in einer literarischen Arbeit, sondern ist eher der temporär begrenzte Ausdruck eines suchenden Menschen, Begleitmusik und Konfession eines schwierigen Lebens. Und dies dürfte bei der Entscheidung, ob ein Werk als ein Stück Literatur oder als ein Dokument zu lesen ist, von Wichtigkeit sein: ob das Werk Ziel dieses Lebens oder nur dessen Begleiter ist.

Diese Unterscheidung ist wichtig auch bei einem anderen Buch, das viel beachtet, viel gelesen wurde und doch wesensmässig eine Randerscheinung bleiben wird, bei *Ursula Egglis «Herz im Korsett»*[2]. Stellt man dies «Tagebuch einer Behinderten» neben die Aufzeichnungen von Inga Buhmann, wird einem vor Augen geführt, und zwar auf eine höchst eindrückliche Weise, auf was für gegensätzliche Weise zur gleichen Zeit gelebt wird. Auf der einen Seite das exzentrische, wild experimentierende, wechselvolle Leben der jungen Inga Buhmann, auf der anderen Seite das eingeengte, fast bewegungslose einer durch Muskelschwund an den Rollstuhl gefesselten, auf fremde Hilfe angewiesenen jungen Frau. Und doch stellt auch dies zweite Buch nicht etwa einen Anachronismus dar, sondern ist, so gut wie das erstere, ein Zeugnis heutigen Lebens. Dies nämlich dürfte das Bemerkenswerteste am Tagebuch der Ursula Eggli sein: es stellt nicht einfach das Leben einer Behinderten schlechthin dar, sondern ganz präzis das Leben einer Behinderten in unserer Zeit – damit eines Fremdkörpers in einer Welt, die durch die Parolen der Leistung, des Lebensgenusses, des Tempos und der Effizienz bestimmt ist. Aber der Behinderte ist nicht nur ein Fremdkörper; er ist andrerseits durch die neuen Methoden der Therapie auch mit mehr Möglichkeiten ausgestattet, die ihm verbleibenden Fähigkeiten zu entfalten; und sein Selbstbewusstsein wird ganz offen-

sichtlich gestärkt durch die Aufmerksamkeit, welche die Öffentlichkeit heute allen Randgruppen entgegenbringt, wird also, das Buch von Ursula Eggli beschreibt dies eindrücklich, dazu ermutigt, sich selber ernst zu nehmen, sich so selbständig wie möglich zu machen, so viel Welt zu erfahren wie ihm zugänglich (eine Reise nach Spanien zusammen mit gesunden freiwilligen Helfern, ist als Erinnerung da, eine Schiffsreise nach Jugoslawien wird erzählt, die Gründung einer Wohngemeinschaft für Behinderte wie auch eines «Clubs Behinderter und ihrer Freunde» spielen eine wichtige Rolle).

Das Buch konfrontiert uns mit unerwarteter Härte mit der Existenz von Menschen, über welche der Aussenstehende auch bei gutem Willen nicht sehr viel weiss; zugleich, und dies scheint mir wichtiger, lässt es bewusst werden (wenngleich kaum nach Absicht der Autorin), wie sehr wir heute den Begriff der Randgruppe romantisieren und entschärfen. Wir lassen uns gerne von sogenannten Aussenseitern anregen, tragen Zigeunerkleider und eine Tramper-Ausrüstung, wir machen es uns bequem in der Vorstellung, alle Vorurteile lassen sich abbauen und mit den Vorurteilen auch die Ungerechtigkeit gegenüber den Randgruppen von benachteiligten und ausgeschlossenen Menschen: die Welt ein Paradies, an dem alle teilnehmen können. Ein Blick in die Welt einer Ursula Eggli zerstört diese Illusion: gewiss sind auch den Behinderten gegenüber genügend Vorurteile abzubauen; aber dennoch bleibt die Krankheit, sie schliesst den Behinderten immer wieder von der Umwelt ab, macht ihn von fremder Hilfe abhängig (und die freiwilligen Helfer brauchen nicht nur Idealismus, sondern auch eine beachtliche Menge praktischen Einsatzwillen, den nicht jeder und mancher nicht für lange aufbringt!), sie verunmöglicht ihm in vielen Fällen die normale Liebeserfüllung, ohne ihm das Liebesverlangen zu nehmen. Gerade in diesem Punkt ist Ursula Eggli von einer erstaunlichen und für den Leser keineswegs bequemen Offenheit: er hat zur Kenntnis zu nehmen, dass ein behinderter Mensch kein Neutrum ist, dass auch er sich verliebt, immer wieder, in hoffnungsloser Situation, dass er auch insofern ein Kind unserer Zeit ist, als das alte Ideal der Entsagung für ihn keine Geltung mehr haben kann, wenn von allen Seiten voller Lebensgenuss und sexuelle Bewährung angepriesen werden.

Trotz all dieser Qualitäten aber wird man dem Buch nicht gerecht, wenn man es mit literarischen Kriterien misst. Das ist leicht zu begründen, wenn man von der Sprache ausgeht. Nicht dass eindrückliche Stellen fehlten! Der Satz: *«Manchmal denke ich, die Welt bestehe nur aus Treppen, Stufen und zu engen WC-Türen»* formuliert aufs knappste eine besondere Form der Welterfahrung. Hart und präzis formuliert ist auch die Passage, in der Ursula Eggli erzählt, wie eine Serviertochter sich über ihren Kopf hinweg mit ihren «normalen» Begleitern über ihre Wünsche unterhält und die Dreissigjährige beharrlich als ein «Es» bezeichnet. Aber das Buch besteht nicht nur aus so dichten Stellen. Im ganzen liest es sich wie das Tagebuch eines jungen Mädchens – was wiederum nicht als Vorwurf aufgefasst werden darf: denn in manchem ergeht es ja dieser erwachsenen Frau

wie einem jungen Mädchen: sie sieht und erfährt die Welt zum erstenmal. Da wird zumeist spontan und lebhaft beschrieben, erzählt, reflektiert, in einer Sprache, deren Bestandteile aus den verschiedensten Sprachschichten stammen und entsprechend auseinanderfallen. *«Im Moment ist Uschi aktuell, top aktuell, zu aktuell»*, heisst es burschikos, und dann wieder, ein wenig wie aus einem Reiseführer: *«Zadar ist eine von diesen stimmungsvollen südlichen Städten, in denen das volle Leben wohnt»*, oder, persönlich und ein wenig selbstironisch: *«Ich bin eine Kuh, melodramatisch, giftig, schreibe blöde Briefe, zu gefühlsbetont, verkenne die Situation und anderes mehr.»*

Durch solche Bemerkungen soll die grosse Arbeitsleistung von Ursula Eggli keineswegs herabgemindert werden, auch nicht die Ehrlichkeit ihrer Mitteilung. Aber sprachliche Mängel dieser Art sind nicht nur technische Mängel: sie lassen deutlich werden, dass Erfahrung und Offenheit nicht genügen, dass sie in Sprache umgesetzt werden müssen, wenn ein literarisches Werk entstehen soll. Dem könnte vielleicht beigefügt werden, dass auch Offenheit und Subjektivität nicht genügen: sie müssten wohl ergänzt werden durch Distanz zum eigenen Ich, durch jene künstlerische Härte, die allein aus dem Ich eine Figur und ein literarisches Thema macht. Aber es ist wohl besser, das Buch zu nehmen als das, was es ist, was es sein soll: ein wichtiges und beeindruckendes Zeugnis für ein individuelles Leben und zugleich eine grosse Randgruppe heutiger Menschen.

*

Ein drittes Buch gehört thematisch durchaus in die begonnene Reihe: *Rolf Niederhausers «Das Ende der blossen Vermutung»* [3]. Der Titel heisst im vollen Wortlaut: *«Einige junge Leute haben es satt, zu warten auf das Ende der blossen Vermutung, dass es bessere Formen menschlicher Gemeinschaft gibt»* – und das Buch entfaltet diesen Titel, indem es einen Versuch in der Verwirklichung dieser neuen Formen schildert, und zwar nicht nur ein Gedankenexperiment: erzählt wird die Geschichte der (wirklich existierenden) Genossenschaft des Gasthofs «Kreuz» in Solothurn, darin eingefügt die verschiedenen Lebensläufe von Angehörigen dieser Genossenschaft, die Ehegeschichte des Erzählers, der mit seiner Frau in der Wohngemeinschaft lebt.

Das Buch trägt keine Gattungsbezeichnung – aber es ist der Form nach ein Collage-Roman, bei dem sich Fiktion und Wirklichkeit vermischen, in dem auch Dokumente (etwa Protokolle der Arbeitssitzungen der Gruppe) eingeblendet werden. Niederhauser erhebt also durchaus den Anspruch, Literatur zu schreiben, sein Buch darf nicht nur, es muss mit literarischen Kriterien gemessen werden. Ja, in diesem Fall ist sogar einigermassen gerechtfertigt, was ich sonst für unangemessen, sogar ein wenig unfair halte: der Vergleich eines Erstlings mit dem Werk eines renommierten Autors. Denn das Buch enthält den gleichen Themenkreis wie *Otto F. Walters «Verwilderung»* (Kommune, Selbstverwaltung, neue Gemeinschafts- und Arbeitsformen, Beziehung zwischen den Geschlechtern), und es verwendet auch die Form der Collage. So ist es fast unvermeidlich, dass es als eine Art

«Mini-Verwilderung» durch die literarische Szenerie geht.

Es ist nicht schwer, die Überlegenheit von Walters Roman aufzuzeigen: Niederhausers Buch fehlt, was die «*Verwilderung*» erst eigentlich zu einem grossen Werk macht: der Entwurf der Utopie und ihr Scheitern, der Glanz der Hoffnung und die Schwere der Trauer; es fehlt die so zarte, romantische Liebesgeschichte, die vom Autor bewusst an den Rand der Sentimentalität geführt und mit Sicherheit dort aufgehalten wird; es fehlt das Skizzenhafte, wodurch alles, Liebesgeschichte, Utopie und Utopiekritik als Entwurf des Autors (freilich keineswegs als ein unverbindlicher Entwurf!) erscheint. Dazu kommt, dass die Collage, in Walters Roman schon von der grossen, umfassenden Konzeption her zwingend, hier keineswegs als notwendig erscheint: dem (beschränkten) Thema der Genossenschaft «Kreuz» wäre mit anderen Erzählformen, etwa der des sachlichen Berichts vielleicht sogar besser beizukommen.

Aber auch wenn die streng literarische Wertung ungünstig ausfällt: missen möchte man das Buch nicht, vielleicht nicht einmal die ärgerlichen Passagen, auf keinen Fall aber den unzweifelhaft stärksten und wichtigsten Teil, der unter dem etwas literarisierten Titel «*Alltag in diesem Haus beschreiben*» einen in seiner Sachlichkeit und Ehrlichkeit eindrücklichen Bericht gibt und demonstriert, wie lange und mühsam der Weg ist, der von einer autoritär bestimmten Arbeitsweise und Gemeinschaftsform zu demokratischen Entsprechungen führt. Hier hält das Buch den Vergleich mit Walter nicht nur aus, sondern erweist sich vielleicht sogar als stärker als der «grosse Bruder», da der Autor die Genossenschaft «Kreuz» (die ja gewiss auch Walter Anregungen geliefert hat) aus unmittelbarer Erfahrung und Mitverantwortung kennt. Da ist von Romantik nichts und von utopischen Träumen wenig zu merken, und das kann für die Sachlichkeit des Berichts von Vorteil sein: aufgezeichnet wird, was sich ereignet, und vor allem, was sich der neuen Gemeinschaft an inneren Hemmnissen entgegenstellt. «*Die Gruppe ist kein Paradies*»: der Satz gibt die Tonart des Buches an: Ehrlichkeit, Kritik, Skepsis – und er wird in viele einzelne Beobachtungen, Feststellungen, Überlegungen aufgefächert. Eine Collage aus einzelnen Sätzen mag dies illustrieren: «*Der erste Streit entbrannte immer um die Arbeit im Haushalt. Diese Arbeit, die von Millionen von Hausfrauen täglich erledigt wird ohne Entlöhnung, war das grösste Problem der Gruppe.*» / «*Vreni ist nicht die einzige, die manchmal einfach die Nase voll hat vom Haus und von den Leuten und für ein Paar Tage wegfährt, mit den Kindern oder allein, irgendwohin.*» / «*Sie klagen darüber, dass unser Versuch, Freizeit und Arbeit nicht zu trennen, nur dazu geführt habe, dass man den ganzen Tag arbeite, den ganzen Tag der Öffentlichkeit ausgesetzt sei.*»

Genau, fast minuziös sind vor allem die Versuche aufgezeichnet, den althergebrachten Befehl durch Gespräch und gemeinsamen Beschluss zu ersetzen: das Zeitraubende dieses Unternehmens, der Widerstand dagegen, die Ungeduld bei den einzelnen Mitgliedern, die Unfähigkeit zu sprechen. «*Theo wollte mehr als nur eine Beiz. Die Genossenschaft war für ihn eine Art Kunstwerk. Er träumte von Sied-*

lungen und autarken Produktionsgruppen. Im Alltag und vor allem an den Vollversammlungen wurde ihm die Demokratie allmählich lästig»: in solchen Sätzen steht dem Ideal die Realität, dem Traum der Alltag gegenüber – eine harte Konfrontation. Sie beweist aber nicht etwa das Scheitern der genossenschaftlichen Grundidee, so bequem für manche eine solche Interpretation wäre, sie enthält keine Legitimation der alten autoritären Arbeitsweise. Bewundernswert ist vielmehr die Offenheit, mit der hier von Tatsachen geredet wird, auch wo sie der Ideologie widersprechen. Und erstaunlich, dass doch, fast ohne Worte, die Hoffnung präsent ist, dass die neuen Formen des Arbeitens und Zusammenlebens (die vom Menschen so viel mehr fordern als die alten) im Menschen weniger zerstören, ihm vielleicht neue Möglichkeiten eröffnen. Eine stille Beharrlichkeit, ohne Romantik und ohne Resignation, bestimmt das Buch und macht es zur «Pflichtlektüre» für alle, die sich um neue Formen des Zusammenlebens (auch in den alten Gemeinschaftsformen) bemühen.

Die Auswahl der hier präsentierten Literatur ist gewiss vom Zufall der Aktualität diktiert. Die Bücher liegen nach Stil und Wesensart der Verfasser weit auseinander, demonstrieren gerade in ihrer Gegensätzlichkeit die Spannweite der Versuche, in der Gegenwart als Einzelner zu bestehen und Lebensformen zu finden, in denen das Individuum weder in der Konvention aufgeht noch sich im Experiment zerstört. Dabei handelte es sich bisher ausschliesslich um Bücher, in denen der Verfasser über eigene Erfahrungen schreibt; es wurde also ein Gebiet ausgelassen, das wie kein zweites ein Randgebiet der Literatur, schwer zu definieren und noch schwerer literarisch zu werten, ist: die bereits in grosser Zahl vorliegenden sogenannten Protokolle, Texte, in denen der Autor zunächst Zuhörer ist, einen anderen im strengen Sinn «zu Worte kommen» lässt, als ein «Schreiber» der alten Art aufzeichnet, was ein anderer selber formuliert. Ohne diese Protokolle wären wir gewiss um einige der fesselndsten Dokumente der Zeit ärmer (man denke etwa an die Bücher von *Erika Runge),* und die Tatsache, dass der Autor freiwillig zum Protokollführer, ja zum Abhörer und Auswerter besprochener Tonbänder wird, macht ihn längst nicht zu einem Automaten oder technischen Arbeiter. Aber nirgends sonst, auch nicht in den oben besprochenen tagebuchartigen Texten, ist die literarische Wertung so schwierig wie hier: die Leistung des Autors wird keiner leugnen, aber sie ist kaum zu definieren. Welche Rolle spielt die Auswahl der Interviewpartner, welche der Prozess der Kondensation, wo hat er die Akzente gesetzt – welche Aussagen hat er durch Fragen und Nachfragen provoziert – und nicht zuletzt: was hat seine Präsenz, seine Art des Fragens, Sprechens, aber auch des Schweigens, kurz was hat seine Persönlichkeit bewirkt?

Die Frage nach der Persönlichkeit des Autors und deren Ausstrahlung stellt sich so dringend wie sonst kaum je bei einer der neuesten und einer der wichtigsten Publikationen dieser «Tonbandliteratur», bei *Maxie Wanders «Guten Morgen, du Schöne, Frauen in der DDR»* [4]. Christa Wolf schreibt im Vorwort über die Verfasserin: *«Nur scheinbar fehlt diesen*

siebzehn Protokollen das achtzehnte, die Selbstauskunft der Autorin; aber sie ist ja anwesend, und keineswegs bloss passiv, aufnehmend, vermittelnd. Sie hat sich nicht herausgehalten, nicht nur intime Mitteilungen hervorgelockt (intim im unanstössigen Sinn von vertraut, eng befreundet, innig), indem sie persönlich, direkt, kühn zu fragen verstand: Wenn wir das, was sie im Gespräch von sich preisgab, zu einem Band zusammenfügen könnten, hätten wir jenes vermisste achtzehnte Protokoll. Ihr Talent war es, rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen zwischen Menschen herzustellen; ihre Begabung, andere erleben zu lassen, dass sie nicht dazu verurteilt sind, lebenslänglich stumm zu bleiben.» Das ist die schlüssige Beschreibung der Leistung eines Autors – die Definition nicht einer literarischen, sondern einer menschlichen Qualität, die nicht hoch genug zu schätzen, aber kaum zu messen, im Text nur zu ahnen, nicht nachzuweisen ist; es geht letztlich um die Ausstrahlung eines Menschen, die am Zustandekommen dieser Texte gewiss massgeblich beteiligt ist, aber nicht unmittelbar Wort gewinnt.

Die Tatsache, dass Maxie Wander kurz nach Fertigstellung des Buches starb, lässt die Frage nach ihrer Leistung, die identisch ist mit der Frage nach ihrem Wesen, noch dringender werden: kaum je, so will mir scheinen, ist eine Autorin in einem Buch zugleich so präsent und so verborgen wie hier. Zwar lassen sich die Fragen, die sie ihren Gesprächspartnerinnen stellte, einigermassen herauskristallisieren, und die schliesslich vorliegenden Texte zeigen, dass sie eine ungewöhnliche Sensibilität für den Sprechrhythmus, den Sprachklang eines Menschen gehabt haben muss: aber die Art ihres Zuhörens, die Aufmerksamkeit für verschiedenartige Menschen ist nur zu erraten. Sie selber hat nüchtern formuliert, worauf es ihr ankam: *«Ich halte jedes Leben für hinreichend interessant, um anderen mitgeteilt zu werden. Entscheidend war für mich, ob eine Frau die Lust oder den Mut hatte, von sich selber zu reden».* Was aus diesem rudimentären Programm geworden ist: eines der wichtigsten, wohl das offenste, sicher das am wenigsten auf eine ideologische Linie festgelegte Buch der neuen Frauenliteratur. Die Protokolle sind nicht einfach Dokumente der Emanzipation, vielmehr, weit komplexer, Spiegelungen der vielfältigen Auseinandersetzung mit der Gegenwart, der erlebten Spannung zwischen Selbständigkeit und Kontaktwunsch, der Trauer, wenn Selbständigkeit in Isolation, Kontaktsuche in Abhängigkeit umschlägt.

Was diese Frauen miteinander verbindet, ist nicht feministischer Elan, schon gar nicht eine gemeinsame emanzipatorische Doktrin, sondern weit eher die Intensität ihrer individuellen Ausstrahlung, das Fehlen der Schablone. Was man lernen kann aus diesem Buch: dass die Mannigfaltigkeit zeitgenössischen Lebens, weiblicher Selbstverwirklichung, erfahrener Schwierigkeiten ungleich grösser ist als Programm und Theorie wahrhaben wollen. Und wer die so konsequent verborgene Autorin erkennen möchte, findet sie wohl am ehesten in der Aufmerksamkeit für alles, was von der Konvention abweicht. Wer sich erinnert, in was für einer klischeehaften, vorfabrizierten Sprache sich zumeist die Interviews in den Massenmedien,

aber auch Alltagsgespräche bewegen, der wird zugeben, dass hier eine menschliche Fähigkeit zur schöpferischen Kraft geworden ist, die letztlich nicht greifbar ist: die Fähigkeit des Zuhörens. Das Ergebnis ist tatsächlich eine Art Kunstwerk, freilich nicht der Literatur, sondern der Sensibilität.

Vielleicht ist es dies, was die genannten Bücher, diese Grenzgänger der Literatur verbindet: es sind nicht literarische Werke im strengen Sinn («Vorstufen der Literatur» nennt Christa Wolf Maxie Wanders Protokolle), aber durch die Sensibilität des Wahrnehmens, (teilweise) auch durch die Genauigkeit des Aufzeichnens zwingen sie den Leser zu einer ungewöhnlichen Art der Auseinandersetzung mit der Zeit: mit Schichten der zeitgenössischen Wirklichkeit, die ausserhalb und wohl auch unterhalb der gewohnten Konventionen, Ideologien, Programme zu finden sind, in den Ritzen dessen, was (beispielsweise) die Statistik wahrnimmt. Vielleicht ist es das eigentliche zeitgenössische Leben.

Elsbeth Pulver

[1] Inga Buhmann, Ich habe mir eine Geschichte geschrieben. Trikont Verlag, München 1977. – [2] Ursula Eggli, Herz im Korsett, Tagebuch einer Behinderten. Zytglogge Verlag, Bern 1977. – [3] Rolf Niederhauser, Das Ende der blossen Vermutung, Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1978. – [4] Maxie Wander, Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1977.

ADOLF DIETRICH

Adolf Dietrich ist 1877 in Berlingen am Bodensee geboren, 1957 ist er gestorben. Zu seinem 100. Geburtstag ist im Verlag Huber in Frauenfeld die längst fällige Monographie erschienen. Ein schwergewichtiges und aufwendiges Kunstbuch mit einem grosszügigen Abbildungsteil, der einen umfassenden Überblick über das Schaffen des Künstlers vermittelt, aber auch seine Biographie und seinen Lebensraum mit Photographien dokumentiert – unter ihnen eine von Dietrich selbst stammende Reihe aufschlussreicher Landschaftsaufnahmen. Dass auf Seite 64 eine Zeichnung offensichtlich seitenverkehrt reproduziert ist, dass einzelne Bilder seitlich beschnitten sind, sei am Rande vermerkt. Der Text von *Heinrich Ammann* lässt die freundschaftliche Nähe zum Maler spüren und bewahrt doch die nötige kritische Distanz; er informiert sachgerecht und deutet behutsam, klar und überzeugend [1].

Dass Adolf Dietrich zu den bedeutendsten Vertretern der Schweizer Malerei im 20. Jahrhundert gehört, ist, wenn überhaupt, erst spät anerkannt worden. Zu sehr war er Sonderling, nicht zur Zunft gehöriger Aussenseiter, keiner der helvetischen «Schulen» zuzurechnen und auch geographisch eher abseits; zu leicht erhielt der Begriff «Sonntagsmaler», über Jahrzehnte hin für Dietrich wörtlich zutreffend, einen abschätzigen Klang. Seitdem die naive Malerei ihren Platz in der Kunstgeschichte (und im Kunsthandel!) hat und geradezu modisch ge-

worden ist, hat auch Dietrichs Kunst die Etikette, unter der sie akzeptiert ist; aber die Gefahr ist gross, dass man ihm abermals unrecht tut. Wer in ihm den primitiven Bauernmaler, den populären Tiermaler sieht, verkennt seine Einzigartigkeit und die europäischen Zusammenhänge, in die sein Werk gehört. Es gibt Querverbindungen zum Zöllner Rousseau, aber mehr in einer unbewussten, unreflektierten Hintergründigkeit des Schaffens als in Motiv oder Technik. Der um eine Generation ältere Franzose malte den Alltag und vor allem die exotischen Träume des städtischen Kleinbürgers im 19. Jahrhundert; für den Berlinger Taglöhner, Fabrikarbeiter, Kleinbauern und Holzfäller spielen figürliche Szenen eine untergeordnete Rolle. Seine Welt ist die Natur: Landschaft, Blumen, Tiere hat er aufmerksam beobachtet, er kennt sie, trägt sie in sich, so dass er sie exakt und in atmosphäreloser, fast überscharfer Deutlichkeit darstellen kann. Von da aus liessen sich unschwer Bezüge herstellen zu den Vertretern der Neuen Sachlichkeit oder des Magischen Realismus, deren Zeitgenosse Dietrich war. Hier könnte eine Erklärung zu finden sein für seine seltsame Ruhmesgeschichte: Während die Schweizer Kunstberichterstatter und Ausstellungsjuroren wenig Verständnis für diese denkbar unimpressionistische Malerei fanden, entdeckte man den Berlinger in Deutschland. In München, Frankfurt, Berlin wurden seine Bilder mit wachsendem Erfolg gezeigt, und die Bilder für die erste Einzelausstellung in der Schweiz brachte Dietrichs unermüdlicher Förderer Herbert Tannenbaum von Mannheim nach Winterthur! 1927 erschien in Berlin ein erstes kleines Buch über Dietrich. Erst in den dreissiger Jahren kam es häufiger zu Ausstellungen in der Schweiz (während anderseits nun die Nationalsozialisten «Entartung» feststellten), und erst die Berücksichtigung bei den «Maîtres populaires de la réalité» in Grenoble und Paris, in New York und London begann ihm auch hierzulande die Wertschätzung des Publikums einzubringen. In den Jahren vor seinem Tod rissen sich die Käufer dann um seine Bilder, nahmen sie ihm zum Teil noch unfertig weg oder nötigten ihn zu Wiederholungen bestimmter Motive.

Wir überblicken das Leben Adolf Dietrichs, wir überblicken sein Werk – und doch bleibt uns dieser Mann eigenartig undurchsichtig und rätselhaft. Ein Knabe mit auffälliger Begabung zum Zeichnen, der sich von den Mitschülern absondert; ein Jüngling, der neben Fabrikarbeit und Besorgung der ärmlichen Landwirtschaft seiner Eltern schwärmerische Naturgedichte schreibt und zum Schutz der Vögel eine «Vorrichtung zum Verhüten des Aufkletterns an Bäumen» erfindet und zum Patentieren einreicht; ein Maler, der die Verbreitung seiner Bilder passiv andern oder dem Zufall überlässt und doch eine Reihe selbstbewusster Selbstbildnisse malt; ein menschenscheuer Einzelgänger und schalkhafter Kauz, der als seltene Äusserung über sein Leben einmal notiert hat: «Unheimlich und immer allein». Der Verkehr mit den Menschen ist ihm offenbar nicht leicht gefallen. Das mag ein Grund sein dafür, dass derselbe Dietrich, der die Tiere seiner Umgebung so lebensnah, so akkurat in Pelz und Gefieder malt, bei Menschendarstellungen summarisch bleibt und sich oft

mit unbeholfener Anatomie begnügt (ausgenommen in den eindrücklich altmeisterlichen Porträts seiner Eltern und in den Selbstbildnissen).

Mit der Natur dagegen ist er vertraut – gerade dem Unscheinbaren in ihr gilt seine Liebe. Selbst die scheueren Wesen, die Singvögel und Eulen, der Fuchs und die Eichhörnchen scheinen ihm geduldig still zu halten – und sei es als ausgestopfte Modelle. Neben dem Possierlichen gibt es da auch die an den Füssen aufgehängten toten Enten, die bei aller Pracht der Farben, bei allem Glanz des Gefieders an den Doppelsinn von «nature morte» denken lassen. Wer wollte noch von naiver Malerei sprechen angesichts dieser grossartigen Stilleben mit Krügen, Blumen, Vögeln, Schmetterlingen, in denen die Fülle greifbarer Gegenständlichkeit und der Reichtum an Farben mit einer Sicherheit komponiert sind, als hätte ihr Schöpfer die alten Holländer und Italiener studiert.

Dasselbe gilt für die Landschaften. Wohl geben die Bilder vom Nachbarsgarten im Laufe der Jahreszeiten eine perspektivisch manchmal etwas verzeichnete Idylle. Aber da ist dann auch die von den ersten Malversuchen bis zu den letzten Bildern nicht abreissende Kette von Seelandschaften, die zu den Höhepunkten der schweizerischen Landschaftsmalerei gehören und in einzelnen Fällen den Vergleich mit Caspar David Friedrich nicht zu scheuen brauchen. In einem orangegelben Abendhimmel, der sich über zwei Drittel der Bildfläche ausbreitet, werden Pappelsilhouetten zu einem bizarren und unheimlich surrealen Ornament. Oder der Blick geht ohne Halt eines Ufers im Vordergrund über den gefrorenen Untersee mit zeichenhaften weissen Schneespuren auf dunkelgrauem Eis bis zu einer unsäglich fernen Horizontlinie, die das Grau des Eises vom Grau des Himmels trennt: Weite, Stille und Verlorenheit, das «unheimlich und immer allein» sind da auf überindividuell gültige Weise Bild geworden.

Uli Däster

[1] Heinrich Ammann, Adolf Dietrich, Huber Verlag, Frauenfeld 1977.

HINWEIS

Deutschland – Frankreich – Europa

«Die für die europäische Einigung entscheidende Frage nach der Tragfähigkeit der deutsch-französischen Beziehungen verweist über den jeweiligen Anlass der politischen Auseinandersetzung hinaus auf die Frage nach der Vergleichbarkeit und gegenseitigen Vereinbarkeit der politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung Frankreichs und der Bundesrepublik Deutschland.» So umreisst Herausgeber Robert Picht, Leiter des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, den Zweck des Sammelbandes «Deutschland – Frankreich – Europa, Bilanz einer schwierigen Partnerschaft». Die Autoren – vorwiegend deutsche – stellen tiefgreifende Divergenzen fest. So kommt eine Studie der Wirtschaftsstrukturen

zum Schluss, der Vorsprung der deutschen Investitionsgüterindustrie zwinge Frankreich dazu, in (aussichtsloser) Bemühung um ein Aufholen sich stets mit deutschen Maschinen auszurüsten: «Pointiert formuliert, scheint es, als reflektiere die realisierte Möglichkeit der relativen Stabilität und strukturellen Konkurrenz-Stärke der westdeutschen Wirtschaft im westeuropäischen Wirtschaftsvergleich und -verbund auch die reproduzierte Notwendigkeit einer – wiederum relativen – Instabilität und Konkurrenz-Schwäche der wichtigsten Wirtschaftspartner. Dieser konjunkturelle wie strukturelle internationale Dominanzzusammenhang schlüge erst dann um, wenn nationale Protektionismen und andere Restriktionen eskalierten.» Im politischen Teil wird apodiktisch festgestellt, Frankreich mit seiner zentralstaatlich-souveränitätsbewussten Tradition sei «integrationsunfähig», die aus nationalem Zusammenbruch entstandene Bundesrepublik dagegen nach innen wie nach aussen föderalistisch und damit «integrationsfähig». Alfred Grosser relativiert in seinem Vorwort derartige Gegenüberstellungen, die «die Wirklichkeit weitgehend verkennen», da sich die beiden Länder «in vieler Hinsicht so sehr ähneln». Robert Picht zieht die Schlussfolgerung, die eben doch bestehenden Unterschiede begrenzten den Handlungsspielraum jedes Landes und müssten klar erkannt werden, damit sich die Europapolitik auf die Realitäten einstellen könne – dann aber seien «wirkliche Fortschritte» durchaus möglich.

D. G.

Um im Alltag und Sport fit zu bleiben, ist eine ausgewogene Ernährung besonders wichtig. Ovomaltine ist die ideale Mischung von all dem,was stärkt und verbrauchte Energie ersetzt. Darum ist Ovomaltine gut und gibt das Beste zu einem guten Tag.